



Zusammenfassung unseres Treffens vom 12.12.2021

Thema: „Pluralismus: Chancen und Risiken“

Anwesende: Anna Strasser, Renate Teucher, Isabel Vinado-Gascon, Patrick Plehn, Fabian Engler, Alexander von Falkenhausen, Wolfgang Sohst.

Ort: Virtuelles Treffen

Der Pluralismus als Idee scheint inzwischen so weit zur allgemeinen gesellschaftlichen Tatsache aufgerückt zu sein, dass oberflächlich nicht recht ersichtlich ist, inwiefern man hier überhaupt noch von Chancen und Risiken sprechen kann; alle großen Gesellschaften dieser Welt sind faktisch plural. Bei genauerem Hinschauen zeigen sich aber zahlreiche Fragen, die nicht einfach zu beantworten sind.

Zunächst ist klar, dass ‚Pluralismus‘ ein **politischer Begriff** und kein empirischer ist. Wenn also alle großen Gesellschaften der Welt faktisch plurale weltanschauliche Spektren und Lebensformen aufweisen, heißt dies noch lange nicht, dass sie auch politisch plural sind. Doch was bedeutet ‚politische Pluralität‘ dann? Offenbar eine Mischung aus **Toleranz, Respekt**, ein Bekenntnis zum **vernünftigen Umgang** miteinander und nicht zuletzt auch **Bildung** im Sinne von Kenntnissen anderer Lebensformen und ein gewisses Bewusstsein über seine eigenen Traditionen. Es sind also immer geteilte Werte und Bedürfnisse von der geforderten Pluralität betroffen. Aber in welchem Umfang kann auch Wahrheit pluralisiert werden? Gibt es eine **Pluralität der Wahrheiten**? Schon die Überzeugung, dass es absolut objektive Wahrheiten gibt, wirft Fragen auf. Diese lassen sich nur auflösen, wenn man sich nicht zur dichotomischen Reduktion oder allgemeiner: zur Übervereindeutigung von Erfahrung verleiten lässt.

Sicherlich müssen sich Menschen in Gemeinschaft auf einen ‚**epistemischen Minimalkonsens**‘ einigen, um zusammenleben zu können. Weil der Umfang dieses Minimalkonsenses schwer zu bestimmen ist, sollte seine Grenze möglichst eng gezogen werden. Wenn beispielsweise zwei Personen miteinander reden, sollte klar sein, dass keine von beiden die Existenz der anderen Person bestreitet, weil dies sonst zu erheblichen Kommunikationsstörungen führt. Das klingt trivial. Wenn aber eine der beiden Personen der festen Meinung ist, die Erde sei eine Scheibe, muss das ein Zusammenleben der beiden solange nicht gefährden, wie daraus kein praktischer Konflikt unter den Gesprächsbeteiligten folgt. Westliche Rationalität und Logik ist eine gute Sache. Wird sie aber als Argument zur Regelung des konkreten Zusammenlebens eingesetzt, geht es letztlich nicht mehr um die Logik und wissenschaftliche Methoden, sondern um die **Geltung von Normen und Werten**, die mithilfe logischer Prinzipien und erkenntnistheoretischer Axiome durchgesetzt werden sollen. Hier dürfte zur Erhaltung der Pluralität und des sozialen Friedens unter Umständen etwas anderes notwendig sein, um die aufspringenden Gegensätze zu überbrücken, insbesondere eine Einigung auf **basale Umgangsformen** miteinander.

Dieser Konflikt zwischen Wahrheit und Ethos ist allerdings nicht abschließend entscheidbar. Man kann auch der Auffassung sein, dass Kommunikation eine gemeinsame Weltauffassung voraussetzt, um überhaupt Kommunikation zu ermöglichen; gemeinsame Umgangsformen allein genügen hierzu eventuell nicht. Man muss bis zu einem gewissen Grade eine gemeinsame Sprache sprechen, d.h. nicht in einer unverständlichen Privatsprache reden. Das setzt womöglich eine primäre, übereinstimmende **Objektivierung der Welt** voraus. Fraglich ist nur, wie weit diese Objektivierung gehen muss, um

zumindest verstehen zu können, dass die andere Seite anderer Auffassung ist als ich. Dieser Perspektive zufolge ist gemeinsame Sprache im Übrigen immer noch ein Einigungsprozess, kein kommandiertes Ergebnis. Das sich gegenseitig Verstehen ist dabei das primäre Ziel.

Eine absolute Vereindeutigung der jeweiligen Verhältnisse im Interesse maximaler objektiver Wahrheit kann aber auch mit der **Bedürfnispluralität** kollidieren. Denn die Möglichkeit der Erhebung von Wahrheitsansprüchen wird leicht grenzenlos und sich dann nicht nur auf die physische oder gar mathematische Welt beschränken. Subjektive Befindlichkeiten können deshalb nur sehr eingeschränkt objektiviert werden. Sie sind auch nur subjektiv wahrheitsfähig. Das kann zu einer grundlegenden Herausforderung des Pluralismus werden, wenn die Bedürfnisse auf unvereinbare Weise auseinanderdriften. Über die Behauptung der Wahrheit oder Unwahrheit solcher Bedürfnisse wird sich ein solcher Konflikt kaum lösen lassen.

Meint man, dass unsere Gesellschaft noch Nachholbedarf in Sachen der Pluralität hat, so fragt sich, wie man ihre **plurale Verfassung stärken** kann. Verfassungsrechtlich bestehen diesbezüglich zumindest in Deutschland keine Hindernisse. Die Möglichkeiten der Diversität und des gegenseitigen Respekts in die Praxis umzusetzen ist aber keine Frage der rechtlichen Grundnormen, sondern eher eine sozialpsychologische Aufgabe. Klar ist, dass ein Bekenntnis zur Pluralität die Negation anderer Lebensformen ausschließt, sofern diese Lebensformen sich den vereinbarten Grundnormen genauso fügen wie die eigene Lebensform. Es gibt also **keine Pluralität in der Ablehnung von Pluralität**. Zur ‚dunklen Triade‘ der Pluralitätsgegner gehören drei weit verbreitete soziale Störungen: Narzissmus, Machtgier und pathologischer Realitätsverlust. Auch auf der individualpsychologischen Ebene kann die Akzeptanz anderer Lebensformen deshalb nur vermittelt werden, wenn man sich trotz der Fremdheit anderer Personen um die Suche nach Gemeinsamkeiten bemüht. Dabei muss die andere Person immer Subjekt bleiben wie man selbst und darf nicht zum Objekt der eigenen Interessen degradiert werden. Dieses Risiko besteht vor allem, wenn man das Zusammenleben auf **Kokurrenz** reduziert, gar unter Zulassung des **unfairen Wettbewerbs**.

Die Risiken und Chancen pluraler Gesellschaften liegen meist nah beieinander. Sie drehen sich praktisch alle um den Begriff der **sozialen Identität**. Das große Risiko übermäßiger oder falsch entwickelter Pluralität ist der fortschreitende Zerfall einer Gesellschaft, weil es keine ausreichende Bindung an die gemeinsamen Grundwerte und Grundnormen des Zusammenlebens mehr gibt. Eine große Chance der Pluralität liegt dagegen in der Möglichkeit einer **Minderung gruppenexterner Aggression**. Denn eine übermäßige Homogenität innerhalb einer Gruppe infolge eines zu starken Identitätsbedürfnisses führt, wie zahlreiche soziologische Experimente gezeigt haben, auch zu einer entsprechend stärkeren Aggression gegenüber anderen Gruppen: Homogene Gruppe fühlen sich in dem Maße stärker und auch überlegener, wie ihre Homogenität zunimmt. Identitätsrelevante Gruppenveränderungen dürfen im Übrigen nur langsam stattfinden, weil die **Angst vor Identitätsverlust** sonst schnell in gewaltsamen Protest umschlagen kann.

In seinem Buch *Die Gesellschaft der Singularitäten* spricht Andreas Reckwitz von der „Logik des Allgemeinen“ und der „Logik des Singulären“. Es gilt hier also, wie in so vielen Bereichen des Sozialen und allgemein des Biologischen, eine **dynamische Balance** zu finden zwischen den Extrema vollkommen singularisierter Zerstreuung und einer Homogenitätstyrannie, egal ob intern und/oder auch extern. Innerhalb eines mittleren Abschnitts auf einer solchen Skala, von dem man noch sagen kann, dass er das erforderliche Gleichgewicht erfüllt, bereichert Pluralität die Identität, weil sie ständig Neues in die einander teilweise fremden Kreise einspeist und sie damit auch zur **Entwicklung anregt**.

Man kann aber auch fragen, ob Pluralität an sich selbst etwas Gutes ist. Offenbar ist es jedoch etwas merkwürdig, von einer Gemeinschaft ohne weitere Begründung zu fordern, sie solle plural sein. Primäre Aufgaben einer Gemeinschaft sind es eher, sich gegenseitig zu schützen, zu helfen und in ihrer

Entwicklung zu fördern. Der Pluralismus als wünschenswerte Eigenschaft einer Gesellschaft ist also nicht der primäre Zweck des Zusammenlebens, in großen Gesellschaften aber eine notwendige Eigenschaft (ähnlich einem Enzym im Stoffwechsel), um die primären Bedürfnisse erfüllen zu können. Dabei ist die grundsätzlich positive Haltung oder Einstellung des Individuums zum Pluralismus entscheidend. Dies führt wiederum zu der Vermutung, dass Mitglieder einer Gesellschaft, die über eine gewisse **psychische Eigenständigkeit** verfügen, d.h. sich ihrer selbst so gewiss sind, dass sie sich von wechselnden Gruppenidentitäten nicht gefährdet fühlen, der Pluralität generell positiver gegenüberstehen als Mitglieder im Zustand sozialer Verunsicherung. In diesem speziellen Sinne von Individualismus ist eine Gesellschaft mit ‚starken‘ Individuen als auch eine, die eher zum pluralen Zusammenleben fähig ist.

Eine übermäßige Gleichmacherei und damit die Vermeidung von Pluralität ist aber auch deshalb ein Problem, weil sie oft mit **bewusstloser Autoritätsgläubigkeit** einhergeht. Die maximal homogene Gemeinschaft ist also keineswegs eine Gemeinschaft selbständiger Menschen. Viel wahrscheinlicher ist, dass sie eine Gemeinschaft der Angst vor Strafe durch Vorgesetzte und höhere Autoritäten ist.

Je kleiner der Umfang einer Gemeinschaft ist, desto stärker drängen sich Fragen der Homogenität auf. In einer **elementaren Lebenspartnerschaft** sind die Ansprüche nicht nur an eine gemeinsame Lebensform, sondern auch an gleiche oder zumindest komplementäre Bedürfnisse und sogar an eine gemeinsame Überzeugung der objektiven Welt sicherlich höher als zwischen den anonymen Mitgliedern einer **Massengesellschaft**. In letzter geht es dagegen eher um gleiche Rechte und gleiche Chancen im allgemeinen Wettbewerb. In der Mittellage, also in kleinen Gruppen (z.B. auch Firmen oder Vereinen) spielt dagegen die unmittelbare Glaubwürdigkeit und **persönliche Integrität von Leitungspersonen** die entscheidende Rolle, um die notwendige Homogenität einer solchen Gruppe herzustellen. In großen Gesellschaften reduziert sich diese weitgehend auf die formale Struktur der Gesellschaft und wird nur ergänzend durch engere Anforderungen in ihren Subkulturen und Teilgesellschaften definiert. Diese Gruppen sind schließlich vor dem Forum der gesamten Gesellschaft dort zur Aushandlung eines Konsens aufgefordert, wo sich Widersprüche auftun. Solche Konflikte werden nicht mehr auf der elementaren Ebene der Individualkommunikation verhandelt.

In gewissen politischen Kreisen wird ferner häufig die Notwendigkeit einer psychosozialen Gleichförmigkeit, ein Gefühl der ‚kulturellen Einheit‘, der ‚**Traditionsgemeinschaft**‘, gar ein gemeinsamer ‚Volksgeist‘ beschworen. Für den Erfolg solcher Konzepte sozialer Entwicklung spricht wenig. Heimatliebe und Patriotismus mögen gegenüber der Steigerung zum Nationalismus gerade noch akzeptabel sein, lösen aber bereits die Sorge aus, dass es den Proponenten solcher Begriffe eigentlich um mehr geht. Bei solchen Identitätsbedürfnissen besteht immer die Gefahr, dass sie an Ende in die Diskriminierung verträglicher, aber andersartiger Lebensformen abgleiten und darüber hinaus die Bereitschaft zu externen Aggressionen schüren. Umgekehrt können auch ganz harmlos klingende Forderungen wie jene nach ‚mehr Kooperation‘ nur Schlagworte und Euphemismen für **totalitäre Überwachungsanstrengungen** sein. So werden in China solche Begriffe gerne vom totalitären staatlichen Parteiapparat benutzt, um ihre Gängelung des Publikums zu bemänteln.

Pluralität ist folglich kein fixierter Zustand, sondern ein ständiger **Prozess der Aushandlung von Gemeinsamkeit und akzeptabler Verschiedenheit**. Dabei handelt es sich um einen iterativen und rekursiven Prozess. In seinem Zentrum steht eine Wechselbeziehung von Individuum und Gemeinschaft. Zentrale Fragen hierbei sind beispielsweise: In welchen Bereichen des Lebens bestehen wir auf Gemeinsamkeit? Geht es beispielsweise eher um sozioökonomische oder um existenziell-psychologische Unterschiede? In jedem dieser Bereiche sind nicht nur die Grenzen akzeptabler Verschiedenheit zu verhandeln. Es geht auch um die Intensität und Wirkung solcher Unterschiede auf **das gesellschaftliche Ganze** und wer die Einhaltung des notwendigen Gleichgewichts beobachtet und einschätzt. Entstehende Gegensätze sollten auch nicht nur unter der Prämisse betrachtet werden, sie zu tilgen, sondern auch als willkommene Herausforderung der jeweils eigenen Position.

Ein weiteres, häufig vorgebrachtes Argument zur Stärkung der Homogenität einer Gesellschaft ist, dass ansonsten der **Fortbestand der Gesellschaft oder Gruppe** gefährdet sei. Dieses Argument ist, abgesehen von der Geltung seiner objektiven Sachaussagen, ebenfalls mit Vorsicht zu genießen. Zwar ist wohl jedes menschliche Individuum auf Gruppenmitgliedschaften angewiesen, um sich selbst verstehen und entwickeln zu können. Das heißt aber nicht, dass konkreten Gruppen deshalb immer ein **Existenzvorrang** vor seinen Mitgliedern zukommt. Dies gälte nur, wenn bei Untergang einer Gruppe auch deren Mitglieder untergehen. Dies dürfte jedoch nur sehr selten der Fall sein. Wenn sich beispielsweise eine politische Partei, ein Sportverein oder eine Lebenspartnerschaft auflösen, haben die ehemaligen Mitglieder meist die Möglichkeit, sich anderen Gemeinschaften ähnlicher oder sogar noch besserer Art anzuschließen bzw. sie zu gründen. Hier wäre es also unangebracht, die Partei, den Verein oder die Lebenspartnerschaft prinzipiell um ihrer selbst Willen aufrechtzuerhalten.

Eine formale, dem juristischen Interessensausgleich angelehnte Methode der Verständigung von Gegnern in Situationen pluraler Interessensgegensätze nach Art des US-amerikanischen *transactional approach* könnte in bestimmten Situationen ferner basale Interessenskonflikte lösen und damit die Akzeptanz von Pluralität unterstützen. Wie in einem **zivilen Gegengeschäft** würden bestimmte Risiken einer Gruppe dann im Gegenzug durch Übernahme gleichwertiger Risiken ihrer gesellschaftlichen Gegner kompensiert werden. Ein solcher *trade off* wird allerdings dort an Grenzen stoßen, wo es um ethische Prinzipien geht. (ws)